

Bernadette Németh
Der Rest der Zeit

Roman

VERLAG
WORTREICH

Kapitel 1

Wie schmal ist der Grat zwischen Leben und Tod? Ist er ein Zaun, eine Mauer, ein Fluss? Für Tünde scheint er ein dünnes Band zu sein, zart und glitzernd wie ein Spinnwebfaden, und sie denkt an den Herbst, während ihr Mann sie über den Krankenhausflur schiebt. Sie sitzt im Rollstuhl; noch kann sie die Beine bewegen, doch sie werden auch schon taub, der rechte Arm ist es bereits.

»Bleib stehen«, sagt sie zu ihm, »bitte«, obwohl er laufen soll, und er bleibt stehen, mitten am Gang, von dessen Decke Kabel hängen wie herausgerissene Nerven.

»Hör zu«, flüstert sie, »wenn ich nach der Operation querschnittgelähmt bin, oder nur noch die Augen bewegen kann, wenn ich nur noch an Maschinen hänge, versprich mir, dass du mir hilfst, sie abzdrehen...« – er tut, als ob er nichts gehört hätte – »versprich es mir, bitte«, ruft sie, er schüttelt den Kopf, antwortet nicht, schiebt ihren Rollstuhl im Laufschrift über den Gang und sie ist froh, dass er nicht antwortet.

Vor einer Viertelstunde sind die Worte des Arztes über sie hereingebrochen wie ein Gewitter. »Fahren Sie rasch zur Tomographie, Ihr Mann soll Sie schieben, und wir halten uns bereit für eine Operation.«

Das Wort hing bedrohlich in der Luft, es konnte nicht sein, er musste sich irren, sie war doch erst zweiunddreißig, da wurde man nicht an der Halswirbelsäule operiert. Jetzt sind sie auf dem Weg zurück von der Tomographie, Tünde möchte davonlaufen, doch sie kann nicht, ihr eigener Körper hält sie gefangen. »Großer medianer Bandscheibenvorfall«, sagt der Arzt, als er sie wieder in der Ambulanz empfängt, und die Angst stülpt einen Glassturz über ihr Bewusstsein; gedämpft sieht sie, wie er auf die Bilder zeigt. Ist das wirklich ihre Wirbelsäule? Sie sieht aus wie ein Hochhaus, dessen oberes Stockwerk gerade einbricht. Der dunkle Streifen ist das Rückenmark, quer hindurch läuft ein bedrohlicher Knick, es ist stark gequetscht; sie weiß, wenn es durchtrennt ist, ist man querschnittgelähmt.

»Wir operieren noch heute«, sagt er; seine Worte dringen nicht ganz zu ihr durch. Sie will hier nicht bleiben, bloß keine Operation an solch einer heiklen Stelle, und als würde ihr Hirn nach kuriosen Ausreden suchen, fällt ihr ein, dass sie keine Zahnbürste mithat. Fieberhaft überlegt sie, welche Möglichkeiten sie hat, der Operation zu entkommen; lähmt sie noch die Angst oder schon das gequetschte Rückenmark? Ist es nur noch die Schutzspannung der Muskeln, die sie aufrecht sitzen lässt, weil lebenswichtige Körperteile bedroht sind? Wie schnell das Leben die Seiten wechseln

kann; vor wenigen Stunden hat sie noch ihr schwarzes Kleid für Silvester aus dem Schrank gehängt; was wird sie jetzt anziehen, das bleiche gemusterte OP-Hemd, fahl wie der Tod, zu dem man auch nichts mitnehmen kann? Die Angst lähmt ihre Gedanken. »Nicht schon wieder Tod.« Sie dachte, sie hätte genug von ihm gehabt dieses Jahr, doch das Leben fragt einen nicht, das Finale furioso steht noch aus.

Fassungslos starrt sie auf ihre rechte Hand, die ihr nicht mehr gehorcht.

Der Chirurg spricht in sein Telefon, offenbar trommelt er gerade sein Operationsteam zusammen, während sie weinend vor seinem Schreibtisch zusammenbricht. Ihre Gedanken überschlagen sich. Sind Teile des Rückenmarks schon zerstört, und welche? Wie viele Stunden, Minuten hat sie noch Zeit? Wird sie morgen noch gehen können, essen; worauf wird sie verzichten müssen, sie beginnt, mit einem unbestimmten Gegenüber zu handeln. Was würde sie als erstes hergeben, wenn sie es sich aussuchen könnte: Die Fähigkeit zu laufen, nein, bitte die nicht; den rechten kleinen Finger, das Gefühl für die große Zehe? »Lieber etwas Unnötiges wie Klavier spielen, wenn ich nur das Gehen nicht verliere«, denkt Tünde; »oder essen, bitte nicht essen«, sie müsste gefüttert werden bis an ihr Lebensende; obwohl, die Gefahr ist da, als Ärztin weiß sie, es würde sich um eine hohe Querschnittslähmung handeln, vom fünften Halswirbel abwärts. Wie ein Damoklesschwert hängt das Wissen über ihr, Atemlähmung, Harn- und Stuhlverlust, so steht es in den

Lehrbüchern; können Worte beschreiben, was das bedeutet? Wird sie noch Kinder haben können – oder nein, eigentlich möchte sie wissen, ob der ganze Körper gefühllos werden wird wie ihre Arme und Beine, wirklich der ganze, taub wie ein Stück Holz – welche Fasern fühlen einen Höhepunkt? Sie fragt es nicht, weil sie eine Frau ist. Ist es anmaßend, sich aussuchen zu wollen, was man hergibt? Wie oft hat sie Menschen gesehen, die schuldlos gelähmt waren, doch was ist Schuld, kann man jeden Unfall verhindern, wenn man jung ist und sich unsterblich fühlt? Die Stürze vom Pferd fallen ihr ein, sie sind lange her, dennoch, wie hat sie es genossen, über eine Wiese zu galoppieren, blind und taub für alles außer die Kraft des großen Tieres unter ihr. Oder war es die Welle gewesen, die sie im Meer zu Boden gerissen hatte, sie war eine gute Schwimmerin, dennoch, dieses eine Mal hätte sie nicht ins Wasser gehen sollen, doch wie konnte man das vorher wissen; oder doch der Einrenkversuch des Orthopäden? »Ein künstlerischer Knacks«, hatte er gesagt, »sanfte Manualtherapie nach Fischer«, bevor er ihr den Kopf herumriss, dass es knackte, »Sie werden nie wieder Schmerzen haben.« Er hatte es gesagt und sie hatte ihm vertraut – wieso weiß man immer erst im Nachhinein, wem man vertrauen kann? Ihr scheint, als sei das ganze Leben ein gefährlicher Abgrund; als balancierten wir mit dem Stab der Intuition über das dünne Seil des Urvertrauens.

Ganz kurz nur scheint ihre Schwangerschaft zurückzuliegen, wie eine Luftspiegelung des Sommers auf heißem Asphalt,

die sich beim Näherkommen auflöst. Sie hatten sich so gefreut, Raoul und sie, drei Monate lang; Tünde arbeitete im Spital und sah jeden Tag die hohläugigen Frauen nach den Fehlgeburten; »egal, mir kann das nicht passieren, ich bin selbst Ärztin«, hatte sie gedacht. Bis sie die Ahnung streifte; leise, wie der Flügelschlag des Todes. »Es ist so still, als sei eine Funkverbindung gekappt«, sagte sie zur Hebamme, die ihr riet, sich keine Sorgen zu machen, »in dieser Zeit gibt es noch keine Verbindung, das ist alles psychisch.« Eine Woche später dann im Ultraschall der Beweis; der Arzt, der hektisch in der Fruchtblase nach Leben suchte, wo keines mehr war, der Herzschlag musste schon vor Wochen versiegt sein. Nach dem Tod ihres Vaters war dies der zweite Schlag in diesem Jahr, und als der Embryo gemeinsam mit ihrer Lebensfreude aus ihr herausgekratzt wurde, fühlte sie sich ausgehöhlt wie die Oktoberkürbisse, die in den Vorgärten standen. Damals dachte sie, ihr könne nichts Schlimmeres passieren – wie sehr hatte sie sich geirrt.

Tünde wird auf die Station geschoben, zur Operationsvorbereitung, starr wie ein verschrecktes Tier. Mittlerweile sind auch schon ihre Beine taub, schlafen sie nur ein oder sterben sie schon ab? Sie kann nur noch »ja« sagen, »einatmen«, »ja«, »ausatmen«, »ja«, »wir fahren jetzt auf die Station«, »ja«, »ich mache das Aufnahmegespräch vor der Operation.« Die Stimme, die das sagt, stammt von einer jungen Ärztin, die sie an ihre Freundin Mariella erinnert. Ihre dunklen Haare sind dekorativ hochgesteckt, sogar die Stimme ist gleich.

»Was hatten Sie für Krankheiten, was hatten Ihre Eltern«, fragt die Ärztin, und Tünde erzählt ihr von der Hirnblutung ihres Vaters vor einem Jahr, vor ziemlich genau einem Jahr, es war sogar gleich warm gewesen wie heute. Das seltsame Gefühl als sie ihm gesagt hatte, »pass auf«, und sie weiß sogar noch, in welchem Winkel die Sonne durchs Fenster schien, als sie es sagte. Sie stand am Krankenhausflur und hatte ein paar Minuten Zeit gestohlen, um mit ihm zu telefonieren. »Du musst noch mal zum Arzt gehen«, hatte sie ihm gesagt, »lass dir auch den Kopf anschauen«, und er hatte nicht hören wollen.

»Was soll das heißen?«, brauste er auf, »mit meinem Kopf ist alles in Ordnung, ich bin am Herzen operiert worden, du weißt, dass ich die Neurologen nicht mag.«

»Aber Herz und Kopf gehören zusammen«, hatte Tünde ihn angefleht und vor Wut auf das Fensterbrett gehämmert in ihrem weißen Ärztekittel, der so sinnlos war, weil man die wirklich wichtigen Dinge, wie die eigenen Eltern zu überzeugen, ohnehin nicht lernt. Sie wusste gar nicht, ob ihr Vater sie verstand; seit seiner Herzoperation fand er sich im Leben nicht mehr zurecht. Jede Nacht hatte er Angst, in den Abgrund zu stürzen, er träumte wieder von seiner Flucht, von schießenden Polizisten an der Grenze. »Sie haben mich zurückgeholt«, sagte er, »doch ich hatte die Grenze schon überschritten« – welche Grenze, ein Zaun, eine Mauer, ein Fluss? »Es war so schön drüben, und sie haben mich zurückgeholt« – und Tünde wollte es nicht hören, weil man nie hören will, wenn der eigene Vater so etwas sagt.

»Pass bloß auf, sonst wirst du meine Hochzeit nicht mehr erleben«, hatte sie gesagt – hätte sie gehnt, dass es einer der letzten Sätze sein würde, hätte sie ihn eingefangen und in ihren Mund zurückgestopft.

Tünde wusste von klein auf, dass ihr Vater ein Flüchtling gewesen war, und sie hatte immer gehnt, dass es einiges gab, das er verschwieg. Schon früh hatte er ihr erzählt, wie er mit siebzehn über die Grenze geflüchtet war, in den Oktobertagen des Ungarnaufstandes, an einer sumpfigen Stelle in der Nähe des Einserkanals bei Pamhagen. Sie hatte ihn oft gebeten, ihr die Stelle zu zeigen, und irgendwann waren sie tatsächlich losmarschiert, an einem regnerischen Tag, und waren beinahe im sumpfigen Gebiet rund um den Neusiedlersee versunken. Damals waren sie auf halbem Wege umgekehrt, da er so kurzatmig war. »Ein andermal, ich zeige dir die Stelle ein andermal, mein Herzchen«, hatte er gesagt, nicht ahnend, dass es kein andermal mehr geben würde.

Zwei Tage, nachdem sie ihren Vater beschworen hatte, sich den Kopf ansehen zu lassen, war er plötzlich verschwunden. Am Abend dann der Anruf vom Krankenhaus, »die Polizei hat ihn gefunden, kommen Sie bitte rasch«, sagte der Arzt, und Tünde erkannte an seiner Stimme, dass etwas passiert war. Im Taxi schüttelte sie die Gewissheit, »mein Vater ist tot, ich weiß es, ich weiß es, ich habe ihn noch gewarnt und jetzt ist er tot.« Ein Vorhang legte sich um ihr Bewusstsein, sanft und schützend wie Schneefall. Sie betrat die Notaufnahme und sah all die piepsenden Geräte rundherum, dies

war der Beweis, er musste noch leben, sonst hätten sie ihn nicht hierher gelegt. Der Arzt mit der Nickelbrille bat sie in einen winzigen abgetrennten Raum, durch den man auf den Kahlenberg sah.

»Ihr Vater konnte nicht mehr sprechen, als er zu uns gebracht wurde«, sagte er. »Wir haben uns zuerst nicht aus- gekannt. Sein Führerschein zeigte ein altes Foto eines jungen Priesters, aber auf seinem Finger steckte ein Ehering.« Tünde hob an, etwas zu sagen, aber ihre Mutter legte ihr die Hand auf den Arm. »Er ist auf der Straße gestürzt«, sagte der Arzt. »Er hat eine Hirnblutung erlitten, weil er vor Kurzem operiert worden ist und Blutverdünner nahm.« Die Worte rauschten an Tünde vorbei, sie fragte, ob sie ihn besuchen könne. »Sub- arachnoidalblutung«, der Arzt sah ihr in die Augen, doch sie verstand immer noch nicht, bis er die schlimmsten Worte sagte, die sie jemals gehört hatte: »Es ist infaust.« Die Worte warfen sie nieder, drückten sie zusammen wie die Welle da- mals am Strand, sie wusste nicht, wo sie den Schmerz stärker fühlte, in der Seele oder im Körper. »Das kann nicht sein«, sagte sie, »unmöglich, Sie müssen sich irren.«

»Die Neurochirurgen waren schon da. Sie können nichts mehr für ihn tun«, sagte der Arzt, und Tünde bestand dar- auf, ihren Vater zu sehen. Irgendjemand führte sie durch die Intensivstation wie eine Schlafwandlerin. Er lag hinter einem Vorhang und sah aus, als schliefe er friedlich, bis auf den zersplitterten Schädel. Sie starrte darauf, ihr Gehirn konnte den Anblick nicht in Einklang bringen mit ihren Erin- nerungen an ihn, seiner Berührung, seinem Geruch, seiner

Stimme, die sie noch im Ohr hatte. Das Schlimmste war, dass sie sich nicht hatte verabschieden können, im Gegenteil, sie hatte ihn mit Warnungen belästigt, und jetzt fühlte sie sich schuldig, auch wenn der Arzt sagte, es sei der Wille ihres Vaters gewesen, nicht mehr zu den Untersuchungen zu gehen.

»Doch«, schluchzte Tünde, »ich bin schuld, er hat mir die Stelle nicht mehr zeigen können, wo er geflüchtet ist, und jetzt ist es zu spät.« Sie war schuld, weil sie es ausgesprochen hatte, wieder einmal war sie diejenige gewesen, die etwas ausgesprochen hatte. Es würde ihr eine Lehre sein, bis an ihr Lebensende gar nichts mehr zu sagen, denn man konnte nie wissen, ob der andere nicht plötzlich umfällt und stirbt.

Während die Geräte seinen Tod bewiesen, saß sie still in einer Ecke, sie wollte dabei sein, bei der Hirntoddiagnose, auch wenn es quälte; Stunde um Stunde saß sie einfach nur da; spürte seine Anwesenheit und nicht sein Fehlen und das ist bis heute so; sie vergisst ständig, dass er am Friedhof liegt und hat das Gefühl, als sei er nur in einem anderen Raum.

Bevor das Gerät abgeschaltet wurde, legte sie ihm ein Kuvert in die Hand, mit einer ihrer Geschichten, die sie als Kind für ihn geschrieben hatte.

»Geben Sie ihm das mit«, sagte sie zum Pfleger, »bis ganz zum Schluss, verstehen Sie«, – sie konnte es nicht aussprechen, obwohl sie wusste, was nach der Organspende auf ihn wartete; es ist der Fluch der Wissenden, der gemeinsam mit dem Wissen übergeben wird. Verständnis in den Augen des Pflegers; es hat schon immer Grabbeigaben gegeben. »Sie

können sein Gewand mitnehmen«, sagte er, und sie erinnert sich noch an die leere Jacke, in die sie ihr Gesicht presste, weinend wie ein Kind.

Es ist fast ein Jahr her, doch als Tünde selbst im Krankenhausbett liegt, fühlt es sich an, als sei es erst gestern gewesen. Sie dachte, sie sei darüber hinweggekommen, doch jetzt, wo sie selbst bei den Neurochirurgen ist, ruft ihre eigene Todesangst die Erinnerung hervor. Zuerst stirbt ihr Vater, dann ihr Kind, dann sie selbst. »Ich will nicht sterben, ich will noch nicht ins Grab«, sie weiß gar nicht, was sie noch alles sagt, die Worte scheinen von selbst aus ihrem Stammhirn zu kommen; geduldig klebt die Turnusärztin EKG-Elektroden auf ihre Brust.

Und plötzlich verspürt Tünde das Bedürfnis auszupacken, wenn man dem Tod ins Auge blickt, soll nichts ungesagt bleiben.

»Wissen Sie, was mir am meisten leidtut«, sagt sie. »Dass ich keine gute Ärztin war.«

»Nun – dass Sie hierhergekommen sind, war schon mal ziemlich gut«, erwidert die Kollegin trocken, doch Tünde schluchzt, »nein, nein, ich habe es nicht gerne gemacht, ich habe eigentlich nicht das getan, was ich immer wollte –«, und sie erschrickt über die Kürze dieses Satzes, der ihr bisheriges Leben zusammenfasst.

»Was wollten Sie denn machen?«, fragt die Ärztin und Tünde gesteht stockend, dass sie Schriftstellerin werden wollte, ein von vornherein zum Scheitern verurteilter Plan.

Während die Ärztin den EKG-Streifen aus dem Gerät zieht, sieht sich Tünde in Gedanken als Achtjährige über eine ihrer Geschichten gebeugt, sie kritzelte sie in Zeichenblöcke und die ungelenk beschriebenen Zettel verteilten sich in der ganzen Wohnung, rutschten unter den Teppich und blieben dort konserviert. Viel später, nach dem Tod ihres Vaters, tauchten die meisten von ihnen nach und nach in seinen Dokumentenmappen, seinem Arbeitskoffer, zwischen uralten Rechnungen auf, wie tröstliche Botschaften aus einer anderen Welt.

Tündes Mutter Erika hatte immer gehofft, dass das mit dem Geschichtschreiben nur eine Phase war. Als sie selbst in Tündes Alter gewesen war, hatte sie Gedichte von Väterchen Stalin auswendig lernen müssen und dementsprechend war ihr diese Kunstform suspekt. Sie mochte die leisen Künste, meißelte stumme Schönheiten aus Granit, die nicht sprechen konnten, denn dafür konnte man nicht bestraft werden. Wie viele Menschen aus totalitären Regimen hatte sie das Bei-sich-Behalten ihrer Meinung bis hin zur Meisterschaft perfektioniert. Bei Tündes Vater war dies ähnlich. Sie hatte immer gemerkt, wie seine Gesten hektisch wurden, wenn er die Nachrichten sah; dann stieg sein Blutdruck und er musste sich niederlegen. Tünde und ihre Geschwister hatten gelernt, ihre Eltern zu verschonen; nicht nur vor schlechten Noten und Politik, sondern auch vor Brisantem wie Popmusik oder Theater. Für die falschen Worte konnte man bestraft werden, für Geschriebenes erst recht. Schon allein deshalb hätte sie es nicht gewagt, ihren wahren

Berufswunsch zu verraten, sondern hielt ihn heimlich am Leben. Ein zweites Standbein schien ihr lebensnotwendig; schließlich konnte man nie wissen, wann das erste erlahmt.

Während die Turnusärztin an ihren Armen und Beinen hantiert, erzählt ihr Tünde, wie sie unter der Last des Spitals zusammenzubrechen drohte; sie kam mit dem Kasernenton nicht zurecht, mit den Intrigen und der ständigen Konfrontation mit dem Tod, der stets im Schatten wartet. Immer hatte sie das Gefühl, die zehn, zwölf Stockwerke des Krankenhauses würden auf ihrem Genick lasten wie ein Joch; sie begann, alle Krankheiten am eigenen Leib zu spüren, sobald sie es betrat. »Klassisches Helfersyndrom«, nannte es die Psychologin; »Sie müssen lernen, sich abzugrenzen, sonst gehen Sie daran zugrunde.« Tünde hat es zu spät gelernt. Bei jedem Angeschrienwerden von einem Oberarzt ist sie innerlich eingeknickt, die Freude an der Arbeit zerbröselte zu Staub.

Die guten Turnusärzte gewöhnen sich daran, also gehört sie zu den schlechten. Sie hat keine Vorbilder, hat schlichtweg keine gefunden unter all den weißkitteligen Oberärzten, die ihr hohl erscheinen und von Zynismus überzogen wie Schokoladennikoläuse auf der Fensterbank, um die sich im Frühjahr eine weiße Schicht legt.

Wie sie sich geärgert hatte, erst vor einer Woche, als einer Patientin mit Krebs die rettende Bestrahlung einfach bis nach den Feiertagen verschoben worden war. »An den Feiertagen haben die Institute zu«, hatte der Primarius gesagt, »dann verliert sie drei Wochen, aber wir geben ihr

ein Antidepressivum. Man darf in Österreich eben nicht an den falschen Tagen krank werden, ganz blöd ist es zwischen Weihnachten und Neujahr, da haben alle zu und feiern.«

Nie hätte sie gedacht, dass sie so kurz danach selbst in der Situation sein würde, eine Kapriole des Schicksals, das ein Taschenspieler ist.

Dabei war sie bereits in einem anderen Spital gewesen, an diesem sonnigen Silvestermorgen in einem Außenbezirk von Wien. »Bitte helfen Sie mir«, hatte sie gesagt, »ich habe fürchterliche Schmerzen, meine Arme sind taub und – was neu hinzugekommen ist – wenn ich den Kopf nach hinten drehe, spüre ich einen Stromschlag bis in den Rücken hinunter.« Sie hatte seit Wochen nicht geschlafen, an ihrem Arbeitsplatz hatte die Taubheit, die in ihren Fingern begonnen hatte, niemanden beunruhigt; klar, sie arbeitete in einem Spital.

Nachdem sie die ganze Nacht mit sich selbst gerungen hatte, war sie an diesem Feiertag zum zweiten Mal in das Vorstadtpital gefahren, wo der Arzt nett war, wie auch die anderen davor.

»Machen Sie sich nicht so viele Sorgen«, hatte er gesagt. »Sie haben in diesem Jahr viel Schlimmes erlebt, das geht auf die Psyche. Können Sie den Kopf noch bewegen?«

Er drehte ihn herum wie einen Schaltknüppel, die Bewegung nach hinten ließ er aus. »Sehen Sie, Sie können ihn gut bewegen«, sagte er.

Er beugte Tündes Arme.

»Leichte Lähmungen, gewiss«, sagte er, – »es könnte natürlich ein Bandscheibenvorfall sein, aber die meisten werden ohnehin nicht operiert. Gehen Sie nach Hause und nehmen Sie ein Schmerzmittel.«

»Ich nehme bereits die alle«, sagte Tünde und kramte zitternd nach dem Jausensäckchen mit den Pillen, »sie wirken nicht, bitte helfen Sie mir, ich glaube, eine Computertomographie könnte Klarheit...« – Der Orthopäde nahm den Rezeptblock zur Hand und verschrieb ihr Schmerztropfen. »Leider, unser Institut hat am Feiertag geschlossen, Sie wissen ja«, sagte er. »Warten Sie die Feiertage ab und wenn es nicht besser wird, kommen Sie wieder.«

Natürlich verstand Tünde, sie war ja vom Fach, zumindest ein kleines bisschen, eine dumpfe Erinnerung schlug in ihrem Kopf Alarm, immerhin war er Oberarzt, und Oberärzte haben immer recht. Seltsam nur, dass sie ihm nicht glauben konnte; wieso hatte sie solche Angst, es fühlte sich an als sei in ihrem Kopf ein Alarmknopf gedrückt, der nicht aufhören konnte zu feuern. Doch sie wollte ihm nicht widersprechen, und so taumelte sie auf die Straße und lehnte sich an eine Laterne. Mit steifen Fingern kramte sie die Liste mit den Instituten hervor und ihr Telefon; immer diese widerspenstigen Patienten, die sich selbst helfen wollen, jetzt gehörte sie auch schon dazu. Natürlich waren alle Institute geschlossen, klar, es war Feiertag, wie hatte ihr Primarius gesagt, »man darf in Österreich nicht an den falschen Tagen krank werden.« Hektisch überlegte sie, was sie tun sollte. Sie dachte nicht daran, in ein Akutspital zu fahren, immerhin

sei es ja nichts Ernstes, nur psychisch, und sie wollte keine lästige Hypochonderin sein, doch aus irgendeinem Grund konnte sie nicht nach Hause fahren, sie konnte einfach nicht, bevor sie nicht irgendjemand untersucht hatte. Auf einmal kam ihr Mariella in den Sinn, ihre Freundin, die in der Christophklinik arbeitete, in dessen Nähe sie aufgewachsen war, und mit dem Gefühl, ihre letzte Chance zu verspielen, stieg sie in die Straßenbahn.

»Bitte nehmen Sie Platz, wir informieren den Neurochirurgen«, sagte die Dame hinter der Glasscheibe der Ambulanz.

Tünde erschrak. »Wieso Neurochirurg?«, fragte sie, das Wort erinnerte sie an zerbrochene Schädel und Tod. Als der Arzt um die Ecke bog, war sie überrascht. Sie hatte eine graue Eminenz erwartet, die schimpfen würde, dass sie sie am Feiertag störte, doch sie war weder alt noch grau und wischte ihre Entschuldigung mit einer Handbewegung beiseite. »Geben Sie der Armen eine Spritze«, sagte er zu den Schwestern und sein Mitgefühl beunruhigte Tünde am meisten, immerhin war er Chirurg, »Sie fahren gleich zur Tomographie«, sagte er, »und wir halten uns für eine Operation bereit.«

»Das kommt überhaupt nicht in Frage«, dachte Tünde.

In einem Grab, es war wie in einem Grab, fand sie in der Abgeschlossenheit der hämmernden Röhre. Die Angst überflutete sie mit der Erinnerung an den schlimmsten Moment des Begräbnisses, als der Sarg ihres Vaters in der Erde

versenkt worden war und ihre Hand Erde darauf rieseln ließ, während ihr Bewusstsein schon woanders war. Was war noch von ihm übrig, und was würde einmal von ihr übrig bleiben – etwas Flüssiges tropfte über ihre Schläfen, doch sie durfte sich nicht bewegen, und sie wusste nicht, ob sie wegen ihres Vaters weinte oder wegen sich selbst, wegen des Todes des Körpers oder der Träume – was würde einmal von ihr übrigbleiben, kein Gedicht, kein Buch, nur das Implantat, von dem der Arzt gesprochen hatte, das ihre Wirbelsäule stabilisieren würde, und sie stellte sich vor, wie einmal ein Bauer in seinem Feld eine kleine Carbonscheibe finden und ratlos in der Hand herumdrehen würde, auf der Erde, in der sie verrottet war.

Wie verschreckte Vögel schienen ihre Gedanken gegen die Wände der engen Röhre zu flattern. Vielleicht war sie einfach nicht für das Leben geschaffen, immerhin war sie schon tot auf die Welt gekommen, schon ihre eigene Geburt hatte sie nur geschafft, weil sie schnell genug wiederbelebt worden war, und nun würden die Ärzte ihr Leben beenden und den Kreis schließen.

Und seltsamerweise begann sie zu beten, nie hätte sie gedacht, dass sie beten würde, doch der Psalm vom Begräbnis ihres Vaters durchbrach die Schleifen ihrer Gedanken in endloser Litanei, »und muss ich auch wandern in finsterner Schlucht, ich fürchte kein Unheil, denn du bist bei mir«; doch auch wenn das Aneinanderreihen der Wörter ihre Gedanken beschäftigte, so fühlte sie keinen Empfänger.

»Sie können nicht mehr gehen«, sagte der Neurochirurg, der schon vor den MR-Bildern eine Diagnose in seinem Kopf zu stellen schien, und jetzt Wörter sagte, die sie aus dem Neurologiebuch kannte, Lhermitte-Zeichen, Querschnittgefahr, und mit wilder Entschlossenheit machte sie ein paar Schritte, doch schon mit geschlossenen Augen gehorchten ihr die Beine nicht und sie taumelte wie eine Gliederpuppe an zerrissenen Schnüren.

»Sehen Sie«, sagte er sanft. »Sie können nicht mehr gehen. Sie gleichen nur mit den Augen aus, was von den Füßen nicht mehr ins Gehirn dringt, weil die Leitung dazwischen nicht mehr funktioniert.«

Tünde sank auf die Liege, ihre Zähne schlugen aufeinander, sie war einmal Reiterin gewesen und jetzt konnte sie sich nicht einmal mehr auf den Füßen halten, wie ein Flugzeug, bei dem ein Steuerungssystem nach dem anderen ausfällt, und wenn das letzte erlischt, gehen die Lichter aus.

Fieberhaft überlegte sie, wie sie von hier verschwinden könnte, es musste einen Fluchtweg geben, vielleicht die Rampe mit den Rettungsautos, sie überlegte, wie schnell es auffallen würde, dass sie weg wäre, doch sie konnte es Raoul nicht antun, der, inzwischen verständigt und draußen wartend, glaubte der Zuversicht des Chirurgen, sie selbst glaubte niemandem mehr.

Während die Turnusärztin die Elektroden wieder von ihrer Brust entfernt, blickt Tünde aus den Augenwinkeln zur Uhr, in einer Stunde wird sie am Operationstisch liegen, das ge-

quetschte Rückenmark freigelegt und die Wirbelsäule mit dem Implantat stabilisiert, das statt ihrer zerfetzten Bandscheibe in die Wirbelsäule geschoben wird. Kann das gut gehen, die Zukunft erscheint ihr wie ein dunkler Abgrund, in den sie springen muss.

»Hören Sie«, sagt sie, »ich will den Arzt noch einmal sprechen, vielleicht überlegt er es sich doch noch anders«, und in diesem Moment ist es ihr egal, dass sie das Ungünstigste macht, nämlich den, der ihr in Kürze den Hals aufschneiden wird, zu nerven, im Spital gibt es keine Zeit, schon gar nicht für Todesangst.

Doch zu ihrem Erstaunen steht der Neurochirurg kurz danach tatsächlich nochmal neben ihrem Bett, sie weiß nur nicht, ob das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen ist. »Hören Sie«, sagt sie, während sie fühlt, dass der Strom in den Armen nun auch schon in ihre Beine fließt und die Schwere gemeinsam mit der Funktion davongespült wird. »Ich habe noch Kraft in den Fingern, sehen Sie, ich kann es Ihnen beweisen, ich wollte eigentlich nur eine Tomographie, und jetzt sitze ich hier in der Falle und komme nie wieder raus«, und sie bricht in Tränen aus. »Ich habe solche Angst, dass Sie mein Rückenmark zerschneiden und ich nachher vom Hals abwärts gelähmt bin.« Die Worte fallen in die Stille, sie weiß, Ärzte mögen keine Ängste, doch er sagt, »es braucht Ihnen nicht leidzutun, es ist wichtig für die Operation, dass Sie selbst hinter der Entscheidung stehen«, und Tünde fragt sich, wieso sie so etwas noch nie einen Kollegen sagen gehört hat. Erst jetzt wird ihr bewusst, dass das Ringen eines Patienten

nicht nur Misstrauen ist, sondern ein verzweifelter Versuch, das Gewicht des Wissens um das eigene Schicksal zu teilen.

Schon steht der Träger in der Tür, um Tünde in den Operationsaal zu bringen. Sie zieht ihre Ringe vom Finger, den silbernen Verlobungs- und den goldenen Ehering, und gibt sie ihrem Mann zurück, bei ihm sind sie besser aufgehoben als im Safe, falls sie nicht wiederkommen sollte. Als sei es gestern gewesen, erinnert sie sich an diesen Moment der Wehmut bei der Hochzeit vergangenen Sommer. Nicht, als sie mit raschelndem Kleid zum Altar schritt, auch nicht während der Schiffsfahrt, die ein Vorschlag ihres Vaters gewesen war. Sie hatte Angst gehabt, bei ihrer Hochzeit zu viel weinen zu müssen, weil sie an ihn denken musste; doch als der Tag dann da war, hatte sie das Gefühl gehabt, er wäre dabei; und als sie einzog, war er da, und als sie in die Kutsche stieg, war er da, er winkte ihr vom Straßenrand aus zu, und als sie an Deck gingen, war er da, und als das Schiff in der Abendsonne aus dem Hafen glitt, war er auch da und sie spürte solch einen Trost, als habe er das alles extra arrangiert, damit sie nicht traurig war. Erst am Abend, in Gesellschaft der hundertsechzig Gäste, hatte sie plötzlich diese unerklärliche Einsamkeit befallen, ein Gefühl, das sie nicht benennen konnte; als müssten sie die Zeit nützen, bevor die Uhr des Lebens stehenbleibt.

Das Bett rollt an, Raoul geht im Laufschrift nebenher, Tünde kann kaum sprechen, die Angst schnürt ihr die Kehle zu. Sie

weiß nicht mehr, was sie sagt, die Worte galoppieren davon, die Kontrolle ist ihr entglitten.

»Ich habe dich geliebt«, sagt sie, ihr fällt auf, dass sie schon in der Vergangenheit spricht, es ist egal; »verzeih mir alles, was ich falsch gemacht habe, wenn ich nicht mehr wiederkomme, möchte ich, dass du...« ... »...und weißt du noch, was am schönsten war...« ... und ihr ist völlig egal, wer sie hört, wie viele Minuten bleiben noch bis zum ersten Stock? Der Lift fährt unerbittlich weiter, das Öffnen und Schließen der Türen, fremde Menschen rundherum, draußen krachen die ersten Probedöller des baldigen Jahres zweitausendneun, für die meisten ist es ein normaler Silvestertag, das nächste Jahr wartet, für Tünde vielleicht nicht. Sie spult im Zeitraffer ihre Gedanken zurück, was muss noch gesagt werden, wie viele Sekunden hat sie noch Zeit? Sie nähern sich der großen silbernen Tür zum Operationstrakt, »jetzt dürfen Sie nicht mehr mit«, sagt der Träger zu Raoul vor der letzten Tür. Er versucht sie zu umarmen, eine stockende Geste, da sie sich nicht mehr aufsetzen kann, stattdessen versucht sie sich das Gefühl einzuprägen, falls es das letzte Mal ist. Und dann winkt sie und winkt, hält seinen Anblick fest, während sich die Tür schließt.

Es ist bereits wie ein kleines Sterben, man weiß nicht, was auf der anderen Seite wartet, das Bett rollt unerbittlich weiter wie in einen unbekanntem Bahnhof. Die Angst verengt das Bewusstsein, es gibt keinen Ausweg mehr. Und in dieser Situation wird ihr bewusst, dass sie, wenn sie nicht überleben sollte, nur eine einzige Sache wirklich bereuen würde.

Nicht einmal, dass sie keine Kinder hatte – im Gegenteil, die Fehlgeburt erscheint ihr angesichts der Bedrohung wie eine glückliche Fügung – es ist einzig ihre ungenützte Bestimmung, die in Trauer versinkt, die Tatsache, dass sie in ihrem Leben nicht das getan hat, was sie wollte, weil sie immer gedacht hat, sie könne dies später noch tun.

Wie im Zeitraffer ziehen die letzten Jahre an ihr vorüber, die Plackerei im Studium, dann die Jahre in diesem seltsamen Klosterspital, in dem sie sich nie heimisch gefühlt hatte, zuletzt im Spital an der Wien, wo sie zusammengebrochen war; hatte ihr Dasein für irgendjemanden eine Bedeutung gehabt, hatte sie jemanden kennengelernt, der ihm einen Sinn verliehen hätte?

Und jetzt erst wird ihr klar, dass sie sie unwiderruflich verspielt hat, die Chance auf den Rest der Zeit.

Geschäftiges Treiben im Operationssaal, Tünde kennt es von der anderen Seite, wie oft war sie bei Operationen dabei, hatte sie jemals die Gefühle der Patienten wirklich begriffen? Sie hat sie erahnt; doch wirklich begreift sie sie erst jetzt, wo das Leben die Seiten wechselt. Schon sieht sie aus den Augenwinkeln, wie das Narkosemittel gespritzt wird. Plötzlich ist die Turnusärztin wieder neben ihr; grüner Mundschutz, doch Tünde erkennt ihre Stimme, ›Gott sei Dank, ich bin nicht alleine‹, denkt sie, die Kollegin nimmt ihre Hand. Nie war ihr bewusst, was ein letzter Händedruck für einen Patienten bedeutet, es ist der letzte Kontakt zum Leben davor.

Und in diesem Augenblick tritt ein einziger Wunsch mit aller Kraft hervor und trennt sich vom Rauschen ihres schwindenden Bewusstseins: ›Wenn ich das überlebe‹, denkt sie, ›wenn ich nachher nicht im Rollstuhl sitze, werde ich schreiben‹ – und sie spürt noch, wie die Turnusärztin ihre Hand drückt, dann reißt der Film.

Ende der Leseprobe

Im Buchhandel, oder online erhältlich.
Als Hardcover mit Schutzumschlag,
oder als eBook auf allen Plattformen.